

Beinahe alles wie gehabt

Ein knappes Jahr nach dem 11. September sind die USA weitgehend zur Normalität zurückgekehrt



Alfred Defago

Dienstag, 11. September 2001: Es war ein Paukenschlag, wie ihn die Geschichte nicht oft erlebt. Auch ein knappes Jahr danach erinnert sich jeder – ob Amerikaner oder nicht – wann, wo und wie er die unfassbare Schreckensnachricht an jenem Tag erfahren hatte. Kommentatoren waren schnell mit weltgeschichtlichen Einordnungen zur Stelle, und mancher verlor in der Hitze des Gefechts die Kontrolle über sein Vokabular. «Amerika wird nie mehr das sein, was es einmal war.» Dieser Titel fand sich als Kernaussage über einem Interview, das ich selbst damals einer grossen Schweizer Zeitung gegeben hatte. Und tatsächlich: zumindest so etwas Ähnliches habe ich damals auch gesagt.

Die ganze Welt begann, die neuere Menschheitsgeschichte in eine Zeit vor und nach dem 11. September einzuteilen. Hauptamtliche US-Kritiker feierten jenen Dienstag als «Waterloo des amerikanischen Imperialismus», als Anfang vom Ende einer US-dominierten Weltordnung. Die Vorsichtigeren unter ihnen wollten diese Aussage als unaufhaltsamen Trend, aber ohne genauen Fahrplan für den Zerfall des ungeliebten Kolosses verstanden wissen. Einige ganz Kühne – vor allem in Europa – prophezeiten ein Desaster historischen Ausmasses bereits für den letzten Winter. Spätestens dann würden die Truppen des «Cowboys

im Weissen Haus» in den eingeschneiten Bergen Afghanistans arg gedemütigt und vor aller Welt in die Knie gezwungen. Einige Islam-Kenner sahen gar einen eigentlichen anti-amerikanischen Flächenbrand in der muslimischen Welt voraus.

Die Sache nahm allerdings – wie wir nun wissen – einen leicht anderen Verlauf, als sich das diese Propheten vorgestellt und in einzelnen Fällen wohl auch erhofft hatten. Doch unbestreitbar hat der 11. September Amerika, seine Politik und seine Gesellschaft nachhaltig verändert. Über Nacht schnellten die Popularitäts- und Zustimmungskurven des Präsidenten steil nach oben und halten sich dort – nur leicht abgeschwächt – auch noch elf Monate später (sehr zum Leidwesen der Demokraten, der «New York Times» und der «Washington Post»). Der demokratische Mehrheitsführer im Senat, Tom Daschle, erinnerte wenige Tage nach den blutigen Anschlägen seine Landsleute daran, dass er von jetzt an keine Demokraten und Republikaner, keine Weissen, Schwarzen, Hispanics oder Asiaten kenne, sondern nur noch Amerikaner. Amerikaner, die wie ein Mann hinter ihrem Präsidenten stünden. Nach der denkwürdigen, meisterhaften Rede des Präsidenten vor dem US-Kongress am 20. September umarmten sich Daschle und Bush vor laufenden Kameras. Es sollte die Besiegelung einer neuen Ära der Gemeinsamkeit sein.

Patriotismus wurde gross geschrieben. Die unbestreitbare Vorliebe der Amerikaner für das Flagge- und Fahnenzeigen erreichte neue Höhen. News-Programme und Talk-Shows wurden während Monaten zu eigentlichen patriotischen Manifestationen, die den vereinzelt kritischen Stimmen im Lande oft nur wenig und ungern Platz zur Widerrede einräumten. Aber neben vereinzelt unschönen Ausgrenzungsversuchen gegenüber



ILLUSTRATION GABI KOPP

der schnell wachsenden muslimischen Minorität zeigte die Patriotismuswelle auch eindrucksvolle Beispiele für das Zusammenstehen einer faszinierend multikulturellen Gesellschaft. Internationaler Terror und seine Bekämpfung

Zwar zeigt man weiterhin Flagge. Patriotismus ist immer noch «in». Doch die Stimmung im Land hat sich geändert.

würden auf Jahre hinaus das einzige Thema sein, das die Amerikaner interessierte und sie wirklich existenziell betreffe, meinte noch im April ein wortgewaltiger Kolumnist in einer Talk-Show.

Würde das dieser Mann heute, vier Monate später, noch immer so sagen? Im Interesse seiner eigenen Glaubwürdigkeit wohl nicht. Zwar zeigt man weiterhin Flagge (und Fahnen), Patriotismus ist immer noch «in» (er ist hier selten «out»). Doch die Stimmung im Land hat sich geändert. Der 11. September sitzt zwar noch immer tief im Bewusstsein der Leute. Doch

neue Gräben werden sichtbar, alte wieder aufgeworfen. Tom Daschle kennt plötzlich wieder Republikaner und Demokraten. Und sein Aufruf an die Nation, sich wie ein Mann hinter den Präsidenten zu stellen, liest sich heute wie eine Stimme aus längst vergangenen Zeiten. Kampf ist wieder angesagt. Bei einem Lunch mit Journalisten in Washington meinte Daschle kürzlich: «In beinahe allen Bereichen der Innenpolitik ist Bush eine grosse Enttäuschung. Seine Wirtschaftspolitik ist eine Katastrophe. Seine Finanz- und Steuerpolitik ein Desaster, und seine Erziehungs- und Bildungspolitik weit unter den Erwartungen.» Selbst im Kampf gegen den Terrorismus und besonders gegen die Kaida hat für Daschle der Präsident zu wenig hart durchgegriffen. Der Präsident wiederum bezieht die Demokraten, aus wahl- und parteipolitischen Gründen tragfähige Lösungen in der Wirtschafts-, Gesundheits- und Sicherheitspolitik bewusst zu sabotieren. Schliesslich lassen auch die endlosen Enthüllungen über Bilanzfälschungen grosser Unternehmen die Parteien im Gefolge massiv rutschender Börsenkurse plötzlich wieder lustvoll aufeinander eindreschen.

«The nation is back to normal.» Die USA haben den Weg zum Alltag zurückgefunden. Man streitet sich wieder. Die einzigartige Solidarität der vergangenen Monate schwindet. Viele bedauern das. Und manche warnen – mit gutem Recht –, dass der 11. September sich sehr wohl wiederholen könnte. Doch eigentlich ist der Weg zurück zur Normalität in einer offenen Gesellschaft eine gute, ja notwendige Sache. Auch wenn der Alltag oft sehr kleinlich und meist wenig erhehend ist.

Alfred Defago ist Professor für Internationale Beziehungen an der Universität Wisconsin-Madison. Er war Botschafter der Schweiz in Washington.

Nachruf

Bewegt von Wind und Wetter

Basels Wetterfrosch Hans Meier ist im Alter von 90 Jahren gestorben

Als Basels dienstältester und erfahrenster Wetterfrosch war er eine stadtbekannteste Figur. Sein äusseres Leben verlief ruhig, sein Inneres aber wurde aufgewühlt von Hitze, Gewitter und Hagel.

«Er konnte im Gewitter stehen und sagen, das ist «das Tollste!», erinnert sich eine Enkelin.

Einen so mit dem Wetter Verbundenen vermutet man in einer ausgesetzten Berghütte geboren oder allenfalls an einer windgepeinigten Küste. Hans Meier wuchs in einer Genossenschaftsiedlung in der ruhigen Vortortsgemeinde Muttenz auf.

Was sich in der Mittelstandsgemeinde bewegte, waren fast nur die Wetterfahnen auf den Dächern. Sie taten dies ruckartig, und der Hahn links der Quartierstrasse drehte sich anders als jener rechts, was im kleinen Hans nicht geringe Turbulenzen auslöste, wie er später erzählte.

Der Bub machte sich nicht nur Gedanken darüber, sondern Notizen und liess sich ein Thermometer schenken. Und da die Irregularitäten sich vervielfachten, je mehr er sie zu ordnen suchte, begann er Statistiken und Listen anzulegen, die sich letztlich zu einem Lebenswerk auswuchsen.

Als er seinen Eltern verkündete, er wolle Meteorologe werden, hielten die das für eine windige Sache. So absolvierte er die kaufmännische Berufsschule und arbeitete bis zur Pensionierung in Büros der Krankenversicherung, nicht ohne Wehmut.

«Stundenlang stand er zu Hause am Fenster», erinnert sich eine seiner Töchter, und schaute in den Himmel. «Oder er ging mitten in der Nacht in seinen Schrebergarten, wo ein Wetterhäuschen mit Messgeräten stand, und kam erst nach Stunden zurück.» Die Lehrer begannen ihn zu befragen, wenn sie eine Schulfahrt planten. Sein

Ruf als ein Wetterwissender wuchs. Schliesslich erhielt er in der Zeitung eine meteorologische Kolumne. Unter dem Pseudonym «Pilatus» wurde er in den folgenden Jahrzehnten als das treffsichere Wetterorakel der «Basler Zeitung» – der «BaZ» – bekannt.

Sein Kürzel «Pilatus» führen die einen auf die schlechte Tatsache zurück, dass der Meteorologe an der Pilatusstrasse wohnte, andere auf den Wetterberg Pilatus. («Hat der Pilatus einen Hut, wird das Wetter gut.») Hans Meier selbst erklärte einmal, der Pilatus der Bibel habe verkündet: «Ich wasche meine Hände in Unschuld, und so tue er es, wenn das Wetter doch anders komme, als er vorhergesagt hatte.

Dabei gab er sich nicht als Prophet und glaubte auch den Bauernregeln nicht. Dass etwa Mondwechsel auch

Wetterwechsel bedeuteten, sei «erwiesenermassen Unfug». Er vertraute auf harte Daten und Beobachtungen, die er in gebundenen Heften festhielt.

Was er zusammentrug, gab er nur mit Bedacht weiter, vor allem wenn Basels wichtigste Tage bevorstanden. Nahte sich just zur Fasnacht eine Schlechtwetterfront, hüllte sich Basels «Pilatus» in eine Wolke des Schweigens, bis er sich doch äussern musste: Die Zeitung wollte gedruckt sein. Diplomatisch verkündete er etwa 1998: «Nachdem der Winter im Grunde genommen nicht stattgefunden hat, wird er auch an der Fasnacht nicht durchgeführt!» Leichter Schneefall am «Morgestraich» sei dennoch «nicht auszuschliessen».

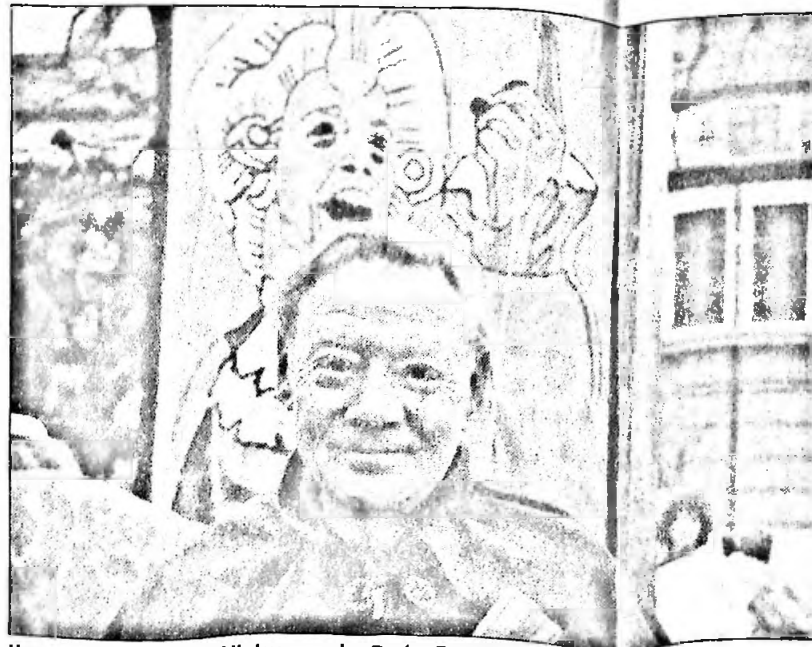
Vieles machte er nur mit seinem Tagebuch aus. Vor allem wenn er grollte. Und es gab vieles, das sein

Grollen hervorrief. Meier war kein Freund moderner Zeiten. Dass er seine Kolumnen mündlich diktierte oder auf einer Schreibmaschine tippte und jedenfalls nicht am Computer, war symptomatisch. Autos waren für ihn überflüssig, solange der Mensch gehen und Velo fahren kann. Den Fernseher beliess er gerne in der einmal gewählten Einstellung, da er ihn nicht bedienen konnte oder wollte. Neue Brücken und Hochbauten in der Stadt Basilea waren ihm ein Greuel. Und dass das Klima sich erwärmte, was er an seinen Datenreihen ablesen konnte, erfüllte ihn mit Sorge.

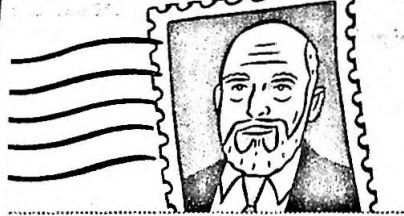
Halt fand er in den Traditionen: Er liebte die Herbstmesse, das Fest des Vogels «Griff», die Fasnacht, wo er in der Clique «Alti Richtig» mitwirkte – der Name war ihm Programm. Kaum je war er an solchen Festen anzutreffen ohne Fotoapparat vor dem Bauch. Und er war Fan des Fussballklubs FC Basel, der zu Basel gehört wie das Münster. «Ein vielseitiger Einzelgänger», meinte seine Frau einmal.

Er machte es seiner Umgebung nicht immer leicht. In Meiers Herkunftsgemeinde steht die einzige erhaltene Wehrkirche der Schweiz, die von einer Burgmauer umringte Pfarrkirche St. Arbogast. Sie glich ihm: nach aussen verschlossen, im Innern von Leben erfüllt. Der Meteorologe spielte Geige – er verachtete «mindere» Instrumente wie eine Handorgel –, hörte klassische Musik – nichts Modernes und auch keine liebedlichen Ländler – und wirkte mit im Philharmonischen Orchesterverein Basel.

«Pilatus» sah den in die Natur geworfenen Menschen gefährdet. Seine Nachkommen erinnern sich, wie er vor einer Darstellung des Basler Erdbebens an seinem Arbeitsplatz jeweils ins Referieren kam: 1356 wurde Basel durch das Naturereignis in Schutt und Asche gelegt. Willi Wottreng



Hans Meier, genannt «Pilatus», an der Basler Fasnacht. (Privatalbum)



Markenzeichen
Max Frenkel

Vor wenigen Jahren schien man sich in der Schweiz einig zu sein, dass der Zuzug jener Ausländer gebremst werden müsse,

die das Asylrecht missbrauchen und die zu diesem Zweck auch die eigenen Identitätspapiere vernichten. Doch flugs wurde der Begriff der «Sans Papiers» erfunden, ins Vokabular der Medien übernommen, und die illegalen Aufenthalter waren plötzlich heroische Figuren, die unter dem Applaus der ach so mitfühlenden Ja-aber-nei-au-Kirchen besetzen durften.

Seit Jahren dreht sich die Steuer- und Abgabenschraube. Nur manchmal versucht ein Finanzminister, etwas Gegensteuer zu geben. Und flugs wird ein neues Wort erfunden und ins Vokabular der Medien übernommen – «Steuerergeschenke» –, wenn der gute Neomarxist nicht will, dass der Staat dem Bürger etwas mehr von dem lässt, was ohnehin des Bürgers ist.

Es ist natürlich mehr als nur ärgerlich, wenn das Gesundheitswesen wachsende Defizite produziert. Doch weil nicht sein darf, dass dieses System sanierungsbedürftig ist, wurde flugs die «Solidarität» entdeckt und ins Vokabular der Medien übernommen, und plötzlich wurde es selbstverständlich, dass die Probleme nicht an der Wurzel anzufassen sind, sondern auf die jeweils andern abgewälzt werden können.

Auch vom Service public, von der Sozialverträglichkeit etc. könnte gesprochen werden. Auffällig ist, dass die Meister des Sprachillusionismus fast immer links stehen. Auf dem Schlachtfeld der politischen Sprache spielt die bürgerliche Mitte, die einst den Slogan «mehr Freiheit und Selbstverantwortung, weniger Staat» kreierte, nur noch eine Prügelknabenrolle.